

Arthur Schnitzler

1862 in Wien – 1931 ebenfalls in Wien

Arthur Schnitzler entstammte der Familie des Kehlkopfspezialisten Johann Schnitzler. Johann Schnitzler, ursprünglich ein Kind aus einer jüdischen Handwerkerfamilie, über die Arthur Schnitzler in seiner Autobiographie schrieb:

Mein Großvater, Tischler wie angeblich auch seine nächsten Vorfahren, befand sich mit den Seinen zeitlebens in beschränkten, ja dürftigen Verhältnissen, und am Schluß eines Briefes, den mein Vater wenige Tage nach meiner Geburt an ihn gerichtet hatte, war der Wunsch zu lesen, daß »der Enkel dem Großvater das Glück bringen möge, das ihm bisher so unbarmherzig den Rücken gekehrt habe«. Er soll des Lesens und des Schreibens unkundig, in seinem Handwerk aber beinahe ein Künstler gewesen sein.

Arthur Schnitzlers Mutter Louise, geb. Markbreiter, war die Tochter eines praktischen Arztes. In seiner fragment gebliebenen Autobiographie (postum u. d. T. *Jugend in Wien*. Hg. Therese Nickl u. Heinrich Schnitzler. Wien/Mchn./Zürich 1968) beschreibt Schnitzler, wie ihm durch die Wohnung seiner Großeltern mütterlicherseits im Gebäude des Carltheaters die allerfrühesten Eindrücke aus der Theaterwelt vermittelt wurden. Arthur Schnitzler erzählt auch von der Spieleidenschaft seines Großvaters:

Stets in Geldverlegenheiten, oder wenigstens auf der Suche nach neuen Spieleinsätzen, scheute er auch nicht davor zurück, sich die eben nötigen Summen auf minder gewöhnlichem Wege zu verschaffen; so entlich er zum Beispiel von dem Gatten seiner ältesten Tochter sofort nach der Hochzeit die eben erst bezahlte Mitgift zur Begleichung einer dringenden Schuld und fand niemals wieder Gelegenheit, die verhältnismäßig geringe Summe – es handelte sich um sechstausend Gulden – zurückzuerstatten. Schon hoch in den Siebzig und von schwankender Gesundheit pflegte er allwinterlich nach Monte Carlo zu fahren; und regelmäßig war man genötigt, ihm das Geld zur Rückreise – und zwar meistens öfter als einmal – nachzusenden, da er seine gesamte Barschaft immer wieder am Roulettetisch verloren hatte. Daheim spielte er mit Gattin, Töchtern und anderen Verwandten verschiedene Hazardspiele zu niedrigen Sätzen, am liebsten »Angehen«, später auch Poker, und versuchte dabei in ganz kindischer Weise, durch Zurückhalten und Verstecken von Karten unter der Tischplatte, auf den Knien, im Rockärmel, sein Glück zu verbessern, was man dem alten Mann um so nachsichtiger hingehen ließ, als eine Erkrankung des Handgelenkes ihm besonders geschickte Heimlichkeiten gar nicht erlaubte und er, wenn der lächerliche Betrug nicht geglückt war, zornig aufzustehen und nach wenigen Minuten, als wäre nichts geschehen, sich wieder an den Spieltisch zu setzen pflegte.

Arthur Schnitzler besuchte 1871-1879 das Akademische Gymnasium u. entschied sich dann für das Medizinstudium (Promotion 1885). 1885-1888 war er Assistent u. Sekundararzt im Wiener Allgemeinen Krankenhaus (u. a. bei Theodor Meynert, einem Lehrer Sigmund Freuds), 1888 - 1893 Assistent des Vaters an der Poliklinik. Nach dem Tod des Vaters 1893 unterhielt er eine Privatpraxis, die mit zunehmender literarischer Tätigkeit immer mehr eingeschränkt wurde. Allerdings: »Wer je Mediziner war, kann nie aufhören, es zu sein. Denn Medizin ist eine Weltanschauung« (zitiert nach Olga Schnitzler: Spiegelbild der Freundschaft. Salzb. 1962, S. 53).

Als Redakteur der medizinischen Wochenschrift seines Vaters, »**Internationale Klinische Rundschau**«, verfaßte S. eine Vielzahl von Beiträgen, in der Hauptsache Rezensionen u. Kongreßberichte (Die medizinischen Schriften. Hg. Horst Thomé. Wien/Darmst. 1988).

Seit 1886 publizierte er regelmäßig Gedichte, Prosaskizzen u. Aphorismen in literar. Zeitschriften (»Deutsche Wochenschrift«, »An der schönen blauen Donau«, »Moderne Dichtung«). 1892 (vordatiert auf 1893) erschien in Berlin Schnitzlers Einakterreihe *Anatol* mit einem **Prolog Hofmannsthals**, dessen letzte Verse lauten:

Eine Laube statt der Bühne,
Sommersonne statt der Lampen,
Also spielen wir Theater,
Spielen unsre eignen Stücke,
Frühgereift und zart und traurig.
Die Komödie unsrer Seele,
Unsres Fühlens heut und Gestern,
Böser Dinge hübsche Formel.
Glatte Worte, bunte Bilder.
Halbes, heimliches Empfinden,
Agonien, Episoden . . .
Manche hören zu, nicht alle . . .
Manche träumen, manche lachen.
Manche essen Eis . . . und manche
Sprechen sehr galante Dinge . . .
. . . Nelken wiegen sich im Winde,
Hochgestielte weiße Nelken,
Wie ein Schwarm von weißen Faltern,
Und ein Bologneserhündchen
Bellt verwundert einen Pfau an.

Im Anatolzyklus waren sowohl Schwankenelemente nach frz. Mustern verarbeitet (*Abschiedssouper*, *Anatols Hochzeitmorgen*) als auch Schnitzlers intensive Erfahrungen mit Hypnose u. Suggestion (*Die Frage an das Schicksal*). In dem bereits in der Weihnachtsausgabe 1891 der »Frankfurter Zeitung« erstmals abgedruckten Dialog *Weihnachtseinkäufe* ist die Charakterisierung Anatols als eines »leichtsinnigen Melancholikers« deutlich:

GABRIELE. Gewiß will ich es! ... Wie lernten Sie sie kennen ...?

ANATOL. Gott – wie man eben jemand kennen lernt! – Auf der Straße – beim Tanz – in einem Omnibus – unter einem Regenschirm –

GABRIELE. Aber – Sie wissen ja – der spezielle Fall interessiert mich. Wir wollen ja dem speziellen, Fall etwas kaufen!

ANATOL. Dort in der ... »kleinen Welt« gibt's ja keine speziellen Fälle – eigentlich auch in der großen nicht ... Ihr seid ja alle so typisch!

GABRIELE. Mein Herr! Nun fangen Sie an –

ANATOL. Es ist ja nichts Beleidigendes – durchaus nicht! – Ich bin ja auch ein Typus!

GABRIELE. Und was für einer denn?

ANATOL. ... Leichtsinniger Melancholiker!

GABRIELE. ... Und ... und ich?

ANATOL. Sie? – ganz einfach: **Mondaine!**

GABRIELE. So ...! ... Und sie!?

ANATOL. Sie ...? Sie ..., das süße Mäd!l!

GABRIELE. Süß? Gleich »süß«? – Und ich – die »Mondaine« schlechtweg –

ANATOL. Böse Mondaine – wenn Sie durchaus wollen ...

GABRIELE. Also ... erzählen Sie mir endlich von dem ... süßen Mäd!

ANATOL. Sie ist nicht faszinierend schön – sie ist nicht besonders [47] elegant – und sie ist durchaus nicht geistreich ...

GABRIELE. Ich will ja nicht wissen, was sie nicht ist –

ANATOL. Aber sie hat die weiche Anmut eines Frühlingsabends ... und die Grazie einer verzauberten Prinzessin ... und den Geist eines Mädchens, das zu lieben weiß!

GABRIELE. Diese Art von Geist soll ja sehr verbreitet sein ... in Ihrer kleinen Welt! –

ANATOL. Sie können sich da nicht hineindenken! ... Man hat Ihnen zu viel verschwiegen, als Sie junges Mädchen waren – und hat Ihnen zu viel gesagt, seit Sie junge Frau sind! ... Darunter leidet die Naivität Ihrer Betrachtungen –

1895 wurde am Hofburgtheater Wien Schnitzlers Schauspiel *Liebelei* uraufgeführt, das einerseits die Tradition des bürgerlichen Trauerspiels fortführte, andererseits aber damit Skandal erregte, daß erstmals eine leidenschaftliche Liebesgeschichte zwischen einem »süßen Mäd« aus der Wiener Vorstadt u. einem wohlhabenden jungen Herrn auf die Bühne gebracht wurde. Im selben Jahr erschien Schnitzlers Novelle *Sterben* als erstes seiner Bücher im **S. Fischer Verlag, Berlin**, dem er von da an bis auf wenige Ausnahmen mit seinem Gesamtwerk treu blieb.

In seiner 1901 in Berlin erschienenen Novelle *Lieutenant Gustl* wandte S. erstmals konsequent das Stilmittel des inneren Monologs an. Der ungehemmte Assoziationsfluß enthüllt dabei die Zweifelhaftigkeit des militärischen Ehrenkodex. Die Publikation hatte eine öffentl. Diskussion zur Folge, was schließlich dazu führte, daß ein Ehrengericht S. seinen Rang als Reserveoffizier aberkannte.

1903 erschien in Wien die 1896/97 entstandene Szenenreihe *Reigen* über Egoismus u. Kälte in sexuellen Beziehungen. Bis dahin hatte lediglich ein Privatdruck existiert, das Buch wurde bereits kurz darauf in Deutschland verboten. Lange widersetzte sich Schnitzler allen Anfragen um das Aufführungsrecht des Stückes, die Uraufführung kam erst 1920 in Berlin zustande. Nach Saalschlachten u. organisierten Skandalen in Berlin u. Wien sowie nach einem Prozeß, in dem sich Schauspieler u. Direktion des Kleinen Schauspielhauses Berlin wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses verantworten mußten, sperrte der Autor das Stück für jede weitere Aufführung, **eine Sperre, die bis zum Jahre 1981 aufrecht blieb** u. in dieser Zeit nur durch Verfilmungen, eine Schallplattenaufnahme u. szen. Lesungen umgangen wurde.

Mit dem 1904 in Berlin erschienenen Schauspiel *Der einsame Weg* u. der am 14. 10. 1911 zgl. an acht namhaften Bühnen des dt. Sprachraums uraufgeführten Tragikomödie *Das weite Land* (Bln. 1911) stand Schnitzler auf dem Zenit seines öffentl. Ansehens. In beiden Stücken wird die Komplexität von Gefühlen u. Beziehungen in den Mittelpunkt gerückt; der Dialog zeichnet sich durch einen Reichtum an Zwischentönen aus, der bisweilen mit Tschechow verglichen wurde (bemerkenswert, daß 1903, neun Jahre vor Erscheinen einer dt. Gesamtausgabe von Schnitzlers Werken, bereits eine russ. Werkausgabe begann).

In den 90er Jahren hatte Schnitzler Kontakt zu **Theodor Herzl**, stand aber dem Zionismus ablehnend gegenüber. In seinem Künstler- u. Gesellschaftsroman *Der Weg ins Freie* (Bln. 1908) gestaltete er auch das Dilemma des assimilierten österr. Juden, dem von seiner nichtjüd. Umwelt das volle Heimatrecht verweigert wird.

1912 fand in Berlin die Uraufführung von *Professor Bernhardt* statt. Als Anregung zu diesem Stück, das antisemitische Intrigen u. parteipolit. Machenschaften rund um den Leiter einer Krankenanstalt zum Thema hat, hatten Schnitzler Erfahrungen seines Vaters als Gründer u. Leiter der Allgemeinen Wiener Poliklinik gedient. In Österreich konnte das von S. als Komödie bezeichnete Stück erst 1918 aufgeführt werden, da die Zensurbehörden der österr.

Monarchie ihre Bewilligung stets verweigert hatten. Das Stück wurde angeblich wegen seiner antiklerikalen Tendenz verboten. Im Winer Elisabethinumr liegt ein Mädchen im Sterben, sie weiß dies aber nicht und glaubt sich auf dem Weg der Besserung. Schwester Ludmilla läßt ohne Bernhardi's Wissen einen Pfarrer rufen, um dem Mädchen die letzte Ölung zu geben. Als dieser im Krankenhaus erscheint, verwehrt ihm Bernhardi den Eintritt in das Krankenzimmer, denn das Mädchen befinde sich in einer Euphorie und Bernhardi will sie nicht mit den Tatsachen des Todes konfrontieren. Nach einer längeren Debatte gelangt der Pfarrer schließlich doch in das Zimmer, das Mädchen ist jedoch bereits verstorben.

CYPRIAN. Ja, Hochwürden, wenn wir nur zu den Kranken gingen, wo wir noch helfen können. Manchmal können wir auch nichts Besseres tun als trösten.

KURT. Und lügen.

PFARRER setzt sich. Sie gebrauchen da ein etwas hartes Wort, Herr Doktor.

KURT. Verzeihung, Hochwürden, das bezog sich natürlich nur auf uns Ärzte. Übrigens ist gerade das manchmal der schwerste und edelste Teil unseres Berufes.

...

BERNHARDI. Das würde ja die Sache nicht bessern. Wie ich schon bemerkte, Hochwürden, die Kranke ist völlig ahnungslos. Und sie erwartet alles andere eher als diesen Besuch. Sie ist vielmehr in dem glücklichen Wahn befangen, daß in der nächsten Stunde jemand, der ihr nahe steht, erscheinen wird, um sie abzuholen, und sie wieder mit sich zu nehmen, – ins Leben und ins Glück. Ich glaube, Hochwürden, es wäre kein gutes, fast möchte ich zu behaupten wagen, kein gottgefälliges Werk, wenn wir sie aus diesem letzten Traum erwecken wollten.

PFARRER nach kleinem Zögern bestimmter. Ist eine Möglichkeit vorhanden, Herr Professor, daß mein Erscheinen den Verlauf der Krankheit in ungünstiger Weise –

BERNHARDI rasch einfallend. Es wäre nicht unmöglich, daß das Ende beschleunigt wird, vielleicht nur um Minuten, aber immerhin –

PFARRER lebhafter. Nochmals: Ist Ihre Kranke noch zu retten? Bedeutet mein Erscheinen in diesem Sinne eine Gefahr? Dann wäre ich natürlich sofort bereit, mich zurückzuziehen.

ADLER nickt beifällig.

BERNHARDI. Sie ist rettungslos verloren, darüber kann kein Zweifel sein.

PFARRER. Dann, Herr Professor, sehe ich durchaus keinen Grund –

BERNHARDI. Entschuldigen Sie, Hochwürden, ich bin vorläufig hier noch in ärztlicher Funktion anwesend. Und zu meinen Pflichten gehört es, wenn nichts anderes mehr in meinen [357] Kräften steht, meinen Kranken, wenigstens soweit als möglich, ein glückliches Sterben zu verschaffen.

CYPRIAN zeigt leichte Ungeduld und Mißbilligung.

PFARRER. Ein glückliches Sterben. – Es ist wahrscheinlich, Herr Professor, daß wir darunter verschiedene Dinge verstehen. Und nach dem, was mir die Schwester mitteilte, bedarf Ihre Kranke der Absolution dringender als manche andere.

BERNHARDI mit seinem ironischen Lächeln. Sind wir nicht allzumal Sünder, Hochwürden?

PFARRER. Das gehört wohl nicht hierher, Herr Professor. Sie können nicht wissen, ob nicht irgendwo in der Tiefe ihrer Seele, die Gott allein sieht, gerade in diesen letzten Augenblicken, die ihr noch vergönnt sind, die Sehnsucht wach ist, durch eine letzte Beichte aller Sünden sich zu entlasten.

BERNHARDI. Muß ich es nochmals wiederholen, Hochwürden? Die Kranke weiß nicht, daß sie verloren ist. Sie ist heiter, glücklich und – reuelos.

PFARRER. Eine um so schwerere Schuld nähme ich auf mich, wenn ich von dieser Schwelle wiche, ohne der Sterbenden die Tröstungen unserer heiligen Religion verabreicht zu haben.

Zu Beginn des Ersten Weltkriegs zählte S. zu den wenigen Schriftstellern, die sich nicht von der Welle der Kriegsbegeisterung mitreißen ließen. Er sah vielmehr in der Phantasielosigkeit der Verantwortlichen, die sich das Ausmaß der Leiden nicht vorzustellen vermochten, eine der Hauptursachen des Kriegs. Viele seiner scharfen Verurteilungen von Politikern u. Diplomaten sind in jenen Aphorismen formuliert, die postum u. d. T. *Über Krieg und Frieden* (Stockholm 1939) erschienen.

In den 20er Jahren galt Schnitzler vielfach als Dichter einer versunkenen Welt, wurde eher als historische Figur denn als Zeitgenosse angesehen, wenngleich es an äußeren Ehrungen nicht mangelte. Seine Dramen wurden weniger aufgeführt, u. der einzige größere Bucherfolg war die ähnlich wie Lieutenant Gustl als durchgehender innerer Monolog gestaltete Erzählung *Fräulein Else* (Bln./Wien/Lpz. 1924). In der Inflationszeit nach 1921 war das Interesse internationaler Filmfirmen an seinen Stoffen für Schnitzler wichtig (schon 1914 war in Dänemark *Liebelei* verfilmt worden, nun kamen sechs weitere Verfilmungen seiner Werke zustande). Schnitzlers Interesse an dem neuen Medium war so stark, daß er selbst Drehbuchentwürfe verfaßte u. dabei weitestgehenden Verzicht auf die bei Stummfilmen übl. Zwischentitel anstrebte.

Der Roman *Therese. Chronik eines Frauenlebens* (Bln. 1928) nimmt einen Stoff wieder auf, der 1899 in der Novelle *Der Sohn* verarbeitet worden war. In trocken berichtendem Tonfall wird der Leidensweg einer vom Leben benachteiligten Frau geschildert, u. Schnitzlers Augenmerk richtet sich dabei auf die sozialen Bedingungen dieser Biographie. 1931 erschien die bereits 14 Jahre zuvor abgeschlossene Erzählung *Flucht in die Finsternis* (Bln.). Diese letzte zu Lebzeiten publizierte Arbeit hat ebenso wie Schnitzlers erstes Novellenbuch (*Sterben*. Bln. 1895) eine Krankengeschichte zum Inhalt; hier wird der allmähl. Verlauf einer Umklammerung durch paranoide Vorstellungen beschrieben. Die 1917 entstandene Erzählung *Ich* (erstmalig in: *Entworfenes und Verworfenes*. Aus dem Nachlaß hg. von Reinhard Urbach. Ffm. 1977) handelt ebenfalls von einer psych. Einengung: Einem ordentl. Handelsangestellten kommt das Zutrauen in die Verlässlichkeit aller Bezeichnungen immer mehr abhanden.

Von seinem 17. Lebensjahr bis zu seinem Tod führte S. ein ausführl. Tagebuch, dessen Geschlossenheit u. Kontinuität über **mehr als 50 Jahre** einzigartig sind. Das etwa **8000 Seiten umfassende Manuskript in Schnitzlers schwer zu entziffernder Handschrift**, das im Testament mit detaillierten Verfügungen bedacht worden war, wird seit 1981 ediert. Es zeigt S. als unbestechl. Beobachter histor. u. kultureller Entwicklungen, ist **Werkstattbericht u. Chronik zahlloser Begegnungen, Reisebuch u. Dokumentation der Träume**. Schnitzlers lebenslange starke Beziehung zur Musik ist festgehalten, die Fatalität einer Ohrenerkrankung, die mit dem 34. Lebensjahr einsetzte u. zu zunehmender Schwerhörigkeit führte, seine Lektüre u. die Vielzahl von Theater- u. Kinobesuchen. Es ist der mit aller Energie betriebene Versuch, das eigene Leben zu protokollieren u. für eine Nachwelt aufzubewahren (**»als könnt es mich von der quälenden inneren Einsamkeit befreien, wenn ich - jenseits meines Grabs Freunde wüßte«, Tagebuch, 22. 8. 1918**).

Die Literaturwissenschaft sah ihn durchaus kritisch:

Josef Körner: Arthur Schnitzlers Gestalten und Probleme. Wien: Amalthea, 1921.

Das Interesse für S. war in den 60 Jahren seit seinem Tod mehrfachem Wandel unterworfen. Geriet er zunächst immer mehr in Vergessenheit (was mit dem Verbot seiner Werke durch die Nationalsozialisten noch beschleunigt wurde), so wurde er nach dem Zweiten Weltkrieg neu

entdeckt. Er war Gegenstand wissenschaftl. Symposien in Italien u. Frankreich, neben der neuen dt. Werkausgabe erschien auch eine italienische. In den letzten Jahren nehmen sich engagierte jüngere Theaterleute in steigendem Maß seiner Stücke an, sein präziser psycholog. Blick, sein Skeptizismus u. seine Sprachmeisterschaft finden Beachtung. Jean Améry hat auf S. als großen Moralisten hingewiesen, dessen Werk als Komplement zu Robert Musil u. Karl Kraus gelesen werden sollte, u. Schnitzlers Maxime »**Tiefsinn hat nie ein Ding erhellt, Klarsinn schaut tiefer in die Welt**« (Motto des Buchs der Sprüche und Bedenken. Wien 1927) hervorgehoben.

& WEITERE WERKE: Ausgaben: Ges. Werke in zwei Abt.en. Bln. 1912. - Die erzählenden Schr.en. 2 Bde., Ffm. 1961. - Die dramat. Werke. 2 Bde., Ffm. 1962. - Aphorismen u. Betrachtungen. Hg. Robert O. Weiss. Ffm. 1967. - Frühe Gedichte. Hg. Herbert Lederer. Bln. 1969. -

Einzeltitel: Das Märchen. Dresden/Lpz. 1894 (D.). - Freiwild. Bln. 1898 (D.). - Die Frau des Weisen. Bln. 1898 (E.en). - Das Vermächtnis. Bln. 1899 (D.). - **Der grüne Kakadu**, Paracelsus, Die Gefährtin. Bln. 1899 (Dramen). - Der Schleier der Beatrice. Bln. 1901 (D.). - Frau Berta Garlan. Bln. 1901 (E.). - Lebendige Stunden. Bln. 1902 (Dramen). - **Die griechische Tänzerin**. Wien 1905 (E.en). - Zwischenspiel. Bln. 1906 (D.). - Der Ruf des Lebens. Bln. 1906 (D.). - Marionetten. Bln. 1906 (Dramen). - Dämmerseelen. Bln. 1907 (E.en). - **Kontesse Mizzi oder Der Familientag**, Bln. 1909 (D.). - Der tapfere Kassian. Lpz./Wien 1909 (Singsp.). - Der junge Medardus. Bln. 1910 (D.). - Der Schleier der Pierrette. Wien/Lpz. 1910 (Pantomime). - Masken u. Wunder. Bln. 1912 (E.en). - Frau Beate u. ihr Sohn. Bln. 1913 (E.). - Komödie der Worte. Bln. 1915 (Dramen). - Doktor Gräsler, Badearzt. Bln. 1917 (E.). - Fink u. Fliederbusch. Bln. 1917 (D.). - Casanovas Heimfahrt. Bln. 1918 (E.). - Die Schwestern oder Casanova in Spa. Bln. 1919 (D.). - Komödie der Verführung. Bln. 1924 (D.). - Die dreifache Warnung. pz. 1924 (E.en). - Die Frau des Richters. Bln. 1925 (E.). - Der Gang zum Weiher. Bln. 1926 (D.). - Die Traumnovelle. Bln. 1926. - **Spiel im Morgengrauen**. Bln. 1927 (E.). - Der Geist im Wort u. Der Geist in der Tat. Bln. 1927 (philosoph. Diagramme). - Im Spiel der Sommerlüfte. Bln. 1930 (D.). - Das Wort. Hg. Kurt Bergel. Ffm. 1966 (D.). - Zug der Schatten. Hg. Françoise Derré. Ffm. 1970 (D.). - Ritterlichkeit. Hg. Rena R. Schlein. Bonn 1975 (dramat. Fragment). - **Tagebuch: Hg. Kommission für literar. Gebrauchsformen der Österr. Akademie der Wiss.en. Tgb. 1909-12. Wien 1981. - Tgb. 1913-16. Wien 1983. - Tgb. 1917-19. Wien 1985. - Tgb. 1879-92. Wien 1987. - Tgb. 1893-1902. Wien 1989.** - Briefausgaben: Briefe 1875-1912. Hg. Therese Nickl u. Heinrich Schnitzler. Ffm. 1981. - Briefe 1913-31. Hg. Peter Michael Braunwarth, Richard Miklin, Susanne Pertlik u. H. Schnitzler. Ffm. 1984. - Briefwechsel mit: Otto Brahm. Hg. Oskar Seidlin. Bln. 1953. - Georg Brandes. Hg. Kurt Bergel. Bern 1956. - Hugo v. Hofmannsthal. Hg. T. Nickl u. H. Schnitzler. Ffm. 1964. - **Olga Waissnix**: Liebe, die starb vor der Zeit. Hg. dies.n. Wien/Mchn./Zürich 1970. - Max Reinhardt u. dessen Mitarbeitern. Hg. Renate Wagner. Salzb. 1971. - The Correspondence of A. S. and Raoul Auernheimer with Raoul Auernheimer's Aphorisms. Hg. Donald G. Daviau u. Jorun B. Johns. Chapel Hill 1972. - **Adele Sandrock**: Dilly. Gesch. einer Liebe in Briefen, Bildern u. Dokumenten. Hg. R. Wagner. Wien/Mchn. 1975. - The Letters of A. S. to Hermann Bahr. Hg. D. G. Daviau. Chapel Hill 1978. - Hedy Kempny: Das Mädchen mit den dreizehn Seelen. Briefe u. Tagebuchbl. Hg. Heinz P. Adamek. Reinb. 1984. - Stefan Zweig: Briefw. mit Hermann Bahr, Sigmund Freud, Rainer Maria Rilke u. A. S. Hg. Jeffrey B. Berlin, Hans-Ulrich Lindken u. Donald A. Prater. Ffm. 1987.

& LITERATUR: Bibliographien: Richard H. Allen: An annotated A. S. Bibliography. Editions and Criticism in German, French and English. 1897-1965. Chapel Hill 1966. - Giuseppe Farese: A. S. alla luce della critica recente (1966-70). In: Studi Germanici, Bd. 9 (1971), H. 1-2, S. 234-268. - Herbert Seidler: Die Forsch. zu A. S. seit 1945. In: ZfdPh 95, Nr. 4 (1976), S. 567-595. - Jeffrey B. Berlin: An annotated A. S. Bibliography 1965-77. Mchn. 1978. - Ders.: A. S. Bibliography for 1977-81. In: Modern Austrian Literature, Nr. 1 (1982), S. 61-83. - Gerhard Neumann u. Jutta Müller: Der Nachl. A. Schnitzlers. Mchn. 1969. - **Michaela L. Perlmann**: A. S. Stgt. 1987. -

Biographisches: Hartmut Scheible: A. S. in Selbstzeugnissen u. Bilddokumenten. Reinb. 1976. - Renate Wagner: A. S. Eine Biogr. Wien/Mchn./Zürich/New York 1981. - Heinrich Schnitzler, Christian Brandstätter u. Reinhard Urbach (Hg.): A. S. Sein Leben. Sein Werk. Seine Zeit. Ffm. 1981.

Weitere Titel: **Theodor Reik: A. S. als Psycholog¹**. Minden 1913. - Bernhard Blume: Das nihilist. Weltbild A. Schnitzlers. Stgt. 1936. - Ernst Jandl: Die Novellen A. Schnitzlers. Diss. Wien 1950. - Martin Swales: A. S. A critical study. Oxford 1971. - R. Urbach: S.-Kommentar zu den erzählenden Schr.en u. dramat. Werken. Mchn. 1974. - Rolf-Peter Janz u. Klaus Laermann: A. S. Zur Diagnose des Wiener Bürgertums im Fin de siècle. Stgt. 1977. - Barbara Gutt: Emanzipation bei A. S. Bln. 1978. - Valeria Hinck: Träume bei A. S. Köln. 1986.

Peter Michael Braunwarth

[Autoren- und Werklexikon: Schnitzler, Arthur, S. 7 ff. Digitale Bibliothek Band 9: Killy Literaturlexikon, S. 18591 (vgl. Killy Bd. 10, S. 345 ff.)]

¹ Theodor Reik (1888 in Wien; 1969 New York) war einer der wenigen Nichtärzte in der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung neben z. B. Lou Andreas-Salomé, August Aichhorn (Pädagoge, Sozialarbeit und Verwahrlosung) oder Anna Freud (Lehrerin; Abwehrmechanismen, Ichpsychologie, Kinderanalyse). Ihm wird die erste psychoanalytische Doktorarbeit 1912 zugeschrieben mit dem Thema "Die Psychogenese von Flauberts 'Versuchung des hl. Antonius'". 1925 wurde Reik wegen Kurpfuscherei angeklagt, weil er als Nichtarzt Psychoanalyse ausübte. Dies veranlaßte Freud (1926) seine berühmte Arbeit "Die Frage der Laienanalyse" zu verfassen. 1933 übersiedelte Reik nach Holland und 1938 in die Vereinigten Staaten, nachdem ihm frühzeitig klar wurde, daß er vor den Nazis in Holland nicht sicher war. In New York wurde er von der dortigen Psychoanalytischen Vereinigung von oben herab behandelt und man legte ihm nahe, nicht zu praktizieren. Man akzeptierte ihn als Nichtarzt nicht als Vollmitglied.

Richard Beer-Hoffmann (1912)

Warum verließ Goethe Friederike? (1930)

Das Ritual: Psychoanalytische Studien. Von Theodor Reik. Mit einer Vorrede von Sigm. Freud. Zweite, durchgesehene u. ergänzte Auflage der "Probleme der Religionpsychologie". Imago Bücher Band XI. Leipzig/Wien/Zürich: Internationaler Psychoanalytischer Verlag, 1928.

Liebe, die starb vor der Zeit: Arthur Schnitzler und Olga Waissnix. Ein Briefwechsel. Hg. von Therese Nickl und Heinrich Schnitzler. Mit einem Vorwort von Hans Weigel. Wien, München, Zürich: Verlag Fritz Molden (1970). 422 pp.

Drei große Briefbände Arthur Schnitzlers sind vor dem Erscheinen dieser jüngsten Korrespondenz veröffentlicht worden: der Briefwechsel mit Otto Brahm, der mit Georg Brandes und der mit Hugo von Hofmannsthal. Wer seine Erwartungen an das vorliegende Buch nach den vorausgehenden berechnet, wird enttäuscht werden. Die früheren Briefwechsel, besonders die mit Hofmannsthal und dem Theaterdirektor Brahm, enthalten unschätzbare Einsichten in Schnitzlers Werk und in die moderne Literatur überhaupt. Sie stehen als literarische Dokumente auf einem ganz anderen Niveau als der neue Band.

Der Briefwechsel mit Olga Waissnix ist nicht in erster Linie als Verständnishilfe zu Schnitzlers Schaffen zu lesen. Obwohl er die Jahre umfaßt, in denen Schnitzlers dichterischer Ruhm sich mit *Anatol*, *Liebelei* und der Novelle *Sterben* begründet, liegt seine Bedeutung mehr im Persönlichen als im Literarischen. Er gehört in die Nähe von Schnitzlers Autobiographie *Jugend in Wien* (die, betreut von denselben Herausgebern, in demselben Verlag, in gleicher Ausstattung zwei Jahre früher erschienen ist). Die beiden Bücher ergänzen einander, teils durch ihre Gleichzeitigkeit, teils als Fortsetzung. Die Autobiographie entwickelt Schnitzlers Lebensgeschichte bis zum Jahre 1889. Der Briefwechsel beginnt 1886 und reicht bis zum Tode der Briefpartnerin 1897. In beiden Werken steht Schnitzlers Leben und Lieben im Vordergrund; der Dichter spricht noch selten.

Wer ist Olga Waissnix, der Schnitzler länger die Treue hielt als irgendeiner seiner Jugendgeliebten, obwohl er sie nie völlig besaß? Der Briefwechsel zeigt sie als die junge Herrin des berühmten Thalhofs, eines Guts und Hotels, eine gute Bahnstunde südlich von Wien bei dem Ort Reichenau gelegen. In diesem Haus verkehrt die bessere Wiener Gesellschaft bis hinauf zur kaiserlichen Familie, deren Angehörige gern in den Wäldern und Bergen jagen. Im Gegensatz zu ihrem Mann Carl Waissnix begnügt Olga sich nicht mit der Rolle der tüchtigen Wirtin. Sie fühlt sich als "Dame von Welt." Sie nimmt lebhaften Anteil am gesellschaftlichen Betrieb, der sich während der Saison abspielt, verkehrt in vornehmen Wiener Familien und sieht auf viele ihrer Gäste gern ein wenig hinab. Schnitzler rühmt in der Autobiographie ihren Geschmack, ihre Bildung und besonders ihre äußeren Vorzüge. Sie ist eine dynamische und vielseitige Person, die ebenso begeistert Berge besteigt und Hirsche jagt, wie sie Wiener Theater besucht und moderne Romane liest oder Wohltätigkeitsfeste und Hochzeiten organisiert.

Arthur Schnitzler und Olga Waissnix begegnen einander im April 1886 in Meran. Sie verlieben sich ineinander, treffen sich im Sommer in Reichenau wieder und beginnen eine regelmäßige Korrespondenz. Doch Briefwechsel und Begegnungen sind stets mit Schwierigkeiten verbunden. Olgas Gatte beobachtet das geheime Einverständnis mit